



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Deutsche Geschichtschreiber. 1. : Die Welfen und Ghibellinen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Deutsche Geschichtschreiber.

1.

Die Welfen und Ghibellinen.

Unter allen Zweigen der prosaischen Literatur hat die Geschichtschreibung den größten und unmittelbarsten Einfluß auf die Bildung des Volks, mehr als die Philosophie. Denn diese wendet sich, schon weil sie eine größere Sammlung und Abstraction des Gedankens verlangt, zunächst nur an einen auserwählten Kreis, und die Masse empfängt ihre Einwirkungen erst aus zweiter Hand, wobei es immer zweifelhaft bleibt, ob diese Einwirkungen dem ursprünglichen Geist der Philosophie entsprechen. Die „reinen“ Gedanken, mit denen sich die Philosophie beschäftigt, erhalten ihre wahre Bedeutung erst durch die Anwendung auf das concrete Leben, und da würde der tiefste Denker zuweilen über den verborgenen Inhalt seiner eigenen Gedanken erstaunen. Die Metamorphosen der Hegelschen Philosophie, als sie Gemeingut des Volkes wurde, sind in dieser Beziehung höchst charakteristisch. Der Geschichtschreiber dagegen, wenn er das Talent besitzt, gut zu erzählen, wenn er durch kräftiges Anpochen an das Thor der Phantasie die Seele zur Aufmerksamkeit zwingt, schmeichelt seine Gedanken unmittelbar und augenblicklich ein, und da er sich stets mit lebendigen, realen Gegenständen beschäftigt, so kann man über den Sinn und die Anwendung derselben keinen Zweifel hegen. Was aber von der Philosophie gilt, muß noch mehr von der Geschichtschreibung behauptet werden: so paradox ihre Ansichten auf den ersten Anblick erscheinen, sie entsprechen doch stets einer allgemeinen Regung des Gewissens, sie geben einer Gefühls- oder Verstandesrichtung, die bereits außer ihnen vorhanden ist, den bestimmten Ausdruck, und damit den Muth, sich als etwas Berechtigtes zu begreifen. In dieser Beziehung ist die deutsche Geschichtschreibung, namentlich seit den Zeiten der Iulrevolution, sehr lehrreich, denn erst diese gab den Gegensätzen ein bestimmteres Verhältniß zueinander.

Zwar ist die Reaction gegen den Geist und die Tendenzen des vorigen Jahrhunderts weit älter, aber sie äußerte sich früher nur prophetisch oder kritisch, Gestaltung gewann sie erst in den dreißiger Jahren. Auch das erste doctrinäre Blatt von Bedeutung, das die reactionäre Partei gründete, das „Berliner politische Wochenblatt“, verdankt der Julirevolution seine Entstehung. Man mußte sich erst über den Schreck seiner eigenen Gedanken beruhigen, ehe man an die objectivie Darstellung denken konnte.

Die deutsche Geschichtschreibung, sobald sie überhaupt in die allgemeine Literatur eintrat, war überwiegend protestantisch, aufgeklärt, preußisch, bürgerlich, liberal. Luther, der alte Fritz, Montesquieu und vor allem Voltaire waren Voraussetzungen, die nicht umgangen werden konnten, auch wo man gegen sie polemisirte. In der Form herrschte der Humesche, etwas farblose Pragmatismus, der alle Gegensätze der Zeiten und Völker abschwächte und lediglich nach den Voraussetzungen des eignen Zeitalters suchte. Kotteck war der populärste, freilich auch der flachste Ausdruck dieser Bildung und Methode; Livius, bei dem, abgesehen von einzelnen Traditionen, die sich halb wider Willen in diese römische Hofgeschichte eingedrängt haben, das Zeitalter des Camill und des Hannibal grade so aussteht, wie das Augusteische, das ursprüngliche Vorbild.

Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts waren nun viele Umstände eingetreten, der Geschichtschreibung eine veränderte Richtung zu geben: 1) der historische Roman, der das Publicum daran gewöhnte, auch in der Geschichte nach colorirten Darstellungen, nach Portraits, Costum, Localschilderungen und dergl. zu suchen. Wenn man coloriren will, muß man die Methode des Pragmatismus aufgeben, man muß sich in das Material vertiefen und es geben, wie es ist, abgesehen von allen Voraussetzungen der modernen Bildung und Gestittung. — 2) Die romantische Schule, die unsere Schriftsteller dazu verleitete, „geistreich“ zu sein, d. h. ungewöhnliche, frappirende, paradoxe Gesichtspunkte aufzusuchen. F. Schlegels „Vorlesungen über die neuere Geschichte“ (1811) sind für unsere Geschichtschreibung ein epochemachendes Buch. Es waren darin alle bisherigen Ansichten und Urtheile auf den Kopf gestellt, man mußte sich darein finden, zu verehren, was man früher verabscheut, zu verwerfen, was man früher als das allein Richtige angesehen. Philipp II., Alba, Tilly u. s. w. wurden edle Helden, Heinrich IV., Gustav Adolph u. s. w. Jesuiten; das Haus Oestreich das erste Heldengeschlecht, der Protestantismus, gelinde ausgedrückt, ein untoward event. Je weniger in diesem Buche bewiesen wurde, desto populärer war es; denn die Stichwörter waren sehr handgreiflich, man konnte auf die bequemste Weise von der Welt geistreich werden. Dieses Geistreichthum war die Hauptsache; die katholischen und patriotischen, d. h. antifranzösischen Sympathien kamen erst in zweiter Linie. Es schien so unansprechlich gebildet und tief, im Katholicismus, den selbst seine Anhänger bisher nur schüchtern vertheidigt, einen erhabenen Inhalt zu finden. Wie wird im

Zerbino der arme Nestor, der Repräsentant des deutschen Spießbürgers, abgetrumpft, als er die katholische Kirche zu lästern wagt! Nicht vom Standpunkt der Bigotterie, sondern der feinen Bildung, die alles geschmacklos fand, was keinen Hautgout hatte. Die andern Propheten, z. B. Adam Müller, haben weniger Einfluß gehabt; sie waren zu geziert, zu wenig handgreiflich; auch Haller nicht mit seiner „Restauration der Staatswissenschaften“ (1816 u. f. w.), wenn auch manches von seinen Ideen durch die reactionären Zeitschriften dem öffentlichen Bewußtsein eingeprägt wurde. Das Buch ist viel besprochen, aber wenig gelesen, und mit Recht, denn es ist von einer entsetzlichen Langweiligkeit, und man hat nur nöthig, einige hundert Seiten darin zu lesen, um den wesentlichen Inhalt der gesammten fünf dicken Bände sich anzueignen. Wie rasch aber eine neue Idee sich der öffentlichen Meinung einschmeichelt, wird man erkennen, wenn man in Beckers Weltgeschichte das Capitel über Gregor VII. nachschlägt. Das Buch, ursprünglich (1804—5) für Kinder berechnet, grade wie die gleichzeitigen „Erzählungen aus der alten Welt“ (1804—3) ist so harmlos als möglich, und macht nicht die geringsten Ansprüche auf Geist, Romantik und Tieffinn; es geht im wesentlichen Hand in Hand mit dem Geist des vorigen Jahrhunderts, und doch ist in noch nicht zwanzig Jahren die öffentliche Meinung so weit vorgeschritten, daß man aus dem Gründer der römischen Hierarchie einen Heiligen machen darf. — 3) Die historisch-juristische Kritik: Niebuhr, Savigny, Eichhorn, A. Müller u. f. w. Die Forschungen dieser großen Männer wurden freilich nicht so schnell populär, als die Schlegelschen Ansichten und Meinungen, denn sie verlangten, um nur verstanden zu werden, tieferes Nachdenken; desto nachhaltiger waren sie in ihren Wirkungen. Die Abstractionen der gewöhnlichen Culturgeschichte und Politik, von dem Fortschritt in gerader Linie, dem Gesellschaftsvertrag u. f. w. sind durch sie auf immer zerstört, und wenn sich in ihre Idee des organischen Naturwuchses und der Rechtscontinuität auch noch viel Romantik einmischte, d. h. viele nur halb ausgemalte, concrete Anschauungen, die also beinahe sich wieder zu Abstractionen verflüchtigten, so geben sie doch eine Methode der Beobachtung und Kritik, die jetzt nicht mehr bloß der antirevolutionären Partei angehört. Ihr Haß gegen Revolutionen, d. h. gegen Sprünge in der Geschichte, gegen Unterbrechungen der organischen Continuität, war zwar ein sehr wesentliches Moment ihrer Kritik, aber doch nicht das einzige; die Hauptsache war die Schärfung des Blicks für das Wirkliche, Concrete, Lebendige, das sich nicht in Abstractionen auflösen ließ; für das stille, werdende Leben der Geschichte, von der man früher nur die hervorspringenden Resultate zusammengefaßt hatte. — 4) Die Freiheitskriege und das daraus entspringende Nationalgefühl. Erst durch dieses Nationalgefühl erhält die Geschichtsschreibung einen substantiellen Inhalt, alle großen Geschichtsschreiber waren Patrioten und erfüllt von den Empfindungen, Interessen und Ideen ihres Volks, die Träger seines Stolzes und seiner Größe. In Deutschland war aus nahe liegen-

den Gründen von einem solchen Patriotismus gar nicht die Rede gewesen: es ist nicht jedem gegeben, sich in Klopstock'scher Manier eine Vision des Vaterlandes anzumalen, und der an localen Eigenthümlichkeiten sich aufbauende Patriotismus eines Justus Möser kann nur dann von Werth sein, wenn ihm ein allgemeineres Gefühl zu Hilfe kommt, sonst verliert er sich in Genremalerei. Die Freiheitskriege regten das deutsche Nationalgefühl auf das mächtigste an, und wandten das Interesse von den Haupt- und Staats-Actionen gekrönter Häupter auf die Thaten des Volks, wenn auch zunächst die Hohenstaufen, die Nibelungen u. s. w. darin ihre Nahrung fanden. Man hat den Patriotismus zuweilen zu weit getrieben, indem man als den einzigen Maßstab des Urtheils aufstellte, wieweit jemand „deutsch“ war, d. h. wieweit er die Entwicklung, die man sich als die allein richtige für Deutschland ausgeklügelt hatte, förderte oder nicht; indem man also die Franzosen sammt und sonders verwarf, weil sie meistens einen schädlichen Einfluß auf Deutschland ausgeübt. Indes das sind Auswüchse, die sich leicht heben lassen, und die dem gesunden Kern keinen Abbruch thun. — 5) Die Geschichtspheosophie. Hegel's Einfluß auf die Geschichte ist ganz unberechenbar, und er ist noch lange nicht erschöpft. Soviel Mißgriffe er in Bezug auf die Thatfachen wie in seiner Methode begangen hat, und wie wenig wir auch die Ausdehnung, die er seiner Polemik gegen die „historische Schule“ gegeben hat, billigen wollen, so haben wir doch erst aus ihm gelernt, historisch zu denken, weite Perspektiven zu umfassen und dabei das Gesetz der Perspective im Auge zu behalten. Seine Gesichtspunkte sind für die Geschichtschreibung ebenso wichtig geworden, als die Methode der historischen Schule.

Das sind die Hauptquellen, aus denen der Geist der modernen Geschichtschreibung herzuleiten ist. Wir gehen nun auf einzelne Bücher über, die für die neue Tendenz charakteristisch sind, und die ihrer Zeit ein ungewöhnliches Aussehen erregt haben, indem wir uns vorbehalten, in der Auswahl und Reihenfolge derselben die unbedingteste Freiheit auszuüben. Wir beginnen mit der:

Geschichte Papst Innocenz des dritten und seiner Zeitgenossen. Durch Friedrich Hurter. 4 Bde. Hamburg, Perthes. 1834—42.

Hurter, geb. 1786 in Schaffhausen, hatte seit 1804 in Göttingen Theologie studirt, und war 1825 Antistes und Dekan in seiner Vaterstadt geworden. Er war also in einer amtlich protestantischen Stellung, als er jenes Buch herausgab, in dem das reichhaltige Material offenbar dazu verwendet ist, den Katholicismus zu verherrlichen. Daher das große Aussehen; freilich thaten auch die Journale der Reaction und des Romanismus das Ihrige, es zu präconisiren.

Zwar haben wir es nicht mit einer Parteischrift im gemeineren Sinne des Wortes zu thun; Hurter ist im Gegentheil fest davon überzeugt, sich nur durch den objectiven Eindruck der Thatfachen bestimmen zu lassen, und er gibt sich in der

That ernstliche Mühe, objectiv zu sein. Von Verfälschung, Unterdrückung, Verhüllung der Thatsachen ist keine Rede; er erzählt alles, was er in seinen Quellen findet, mag es nun in sein System passen oder nicht. Sein Material ist im höchsten Grade umfassend, zwanzig Jahre hatte er sich mit dem Gegenstande beschäftigt, ehe er an die Ausarbeitung ging, und die Collectaneen, die er fast in überreichem Maße mittheilt, geben ein so anschauliches Bild von der Redeweise, also auch von dem Denken und Empfinden der Zeit, daß man ohne sein Zutun eine lebendige Vorstellung davon gewinnt. — Zudem lag in der Geschichte jenes großen Papstes sehr vieles, was den aufgeklärtesten Kopf von der Welt anziehen konnte, wenn er überhaupt Sinn für historische Bedeutung hatte. Es ist ein Weltreich in viel höherem Sinn als das römische Imperatorenthum, denn während Rom der Mittelpunkt aller europäischen Angelegenheiten ist, wird dieses Principat doch nur durch geistige Motive vermittelt, nicht, wie unter den Cäsaren, durch materielle Uebermacht. Es ist gewissermaßen ein angenehmer Riegel, zu sehen, wie sich die Gewaltigen der Erde vor einem überlegenen Geist und vor der Macht der öffentlichen Meinung beugen müssen, wenn auch der Inhalt dieser Meinung nicht mehr der unsrige ist. Und nie hat ein hohes welthistorisches Amt einen würdigeren Träger gefunden, als das Papstthum in Innocenz III. Es ist ein Geist, vor dem wir uns beugen müssen, auch wenn wir davor zurückschrecken.

Allein daß diese Objectivität doch keine ganz unbefangene ist, verräth sich schon in den beständigen Beziehungen zur Gegenwart, die der Geschichtschreiber haßt, und aus der er sich in das dunkle Asyl des Mittelalters flüchtet.

„Nur über dieser Geschichtschreibung“, heißt es in der Vorrede zum 1. Band, S. IX, „konnt er der Betrübniß vergessen, welche bei dem losgebrochenen Toben entseffelter Leidenschaft, bei dem wilden, wüthen Rasen blinden Gelüsts, bei dem Zerretzen alles Rechts und bei der in erschütternder Ausdehnung sich offenbarenden Entfittlichung (in welchem allem die Bewohner seines Vaterlandes den übrigen Völkern den Vorrang abzulaufen sich bestreben) so vielfältig und so gewaltig sein Gemüth darniederdrückte; nur über ihr der steigenden Bangigkeit sich erwehren, mit welcher er seit den wieder ausgebrochenen Revolutionsstürmen in die Zukunft blickte. Wie mußte nicht er, wie muß nicht jeder, welchem wohlbegründetes Recht, feste Ordnung und sittliche Würde die Pfeiler sind, auf denen der Werth und die Wohlfahrt des Menschengeschlechts sich erheben, gern in solche Zeiten sich hinüberflüchten, welche gegen alle Störungen von jenen ein kräftiges Gegengewicht anerkannten; in welchen die Gesellschaft durch alle Abstufungen und durch alle Verhältnisse zu einem harmontsch ausgebildeten, darum auch festgegliederten Ganzen sich gestaltete, und in denen ein aus dynamischen Kräften ausgehendes Gravitationsgesetz allen die Wandelbarkeit bestimmte, an dessen Statt je länger desto mehr eine trostlose Atomistik zu treten droht?“ — Und ebenso in der Vorrede zum 2. Bande das Taciteische Motto: „Ego hoc quoque laboris praemium petam, ut me a conspectu malorum, quae nostra tot per annos vidit aetas, tantisper certe, dum prisca illa tota mente repelo, avertam.“

Es ist also lediglich der Durst nach einem recht gewaltigen Quell der Autorität, was Surter in das Mittelalter zurückführte, denn die Thatsachen an sich können es nicht sein. Er mag die Zerwürfnisse der dreißiger Jahre noch so lebhaft empfinden, er wird es doch nicht wagen, sie mit den Greneln der Albigenserkriege

in Parallele zu stellen. Denn in diesen ist nicht nur die Masse des darin sündlich vergoffenen Bluts das Abscheulichste, sondern die Berruchtheit, mit der die „Steiter Gottes“ in der Ausrottung der Provenzalen ihren gemeinen egoistischen Zwecken nachgingen, eine Berruchtheit, die der Papst nach Hurters eigenem Zugeständniß wenigstens zum Theil kannte und begünstigte, wenn er auch allerlei höchst lahme und klägliche Entschuldigungen findet. Das Entsetzliche, daß ein guter Zweck (als solchen faßt wenigstens Hurter die Unterdrückung der Ketzerei) sich bei seiner endlichen Durchführung in nichtswürdige Mittel vertiefte, sollte einen sittlich wohlgeschaffenen Geist wol auf das Tiefste ergreifen, und daß Hurter keine Spur eines solchen Entsetzens verräth, beweist eine tiefe sittliche Corruption in dem Gemüth dieses neumodischen Katholiken.

Hurter sucht im Gefühl des Widerspruchs zwischen seinem protestantischen Amt und der Verherrlichung des Katholicismus fortwährend in Erinnerung zu bringen, daß er nur darzustellen, nicht zu richten habe. „Ob jene Erkenntniß (des Papstes) eine richtige oder eine irrige, ob sie dem wohlverstandenen Christenthum gemäß oder zuwider, ob sie aus der Lehre seines Stifters zu begründen sei, darnach hat der Geschichtschreiber nicht zu fragen; diese Erörterung fällt dem Dogmatiker oder dem Polemiker anheim; jener hält sich blos daran, daß sie zu irgend einer Zeit vorgewaltet habe u. s. w.“ (Bd. I., Borr. V.) Das ist sophistisch, denn das Urtheil gibt der Geschichtschreibung erst die Substanz, ohne Urtheil kann man gar nicht darstellen; es ist aber auch unwahr, denn in der Färbung spricht sich das Urtheil sehr deutlich aus, und diese ist in Hurters Buch so subjectiv als möglich. Er verfällt um so willensloser in die Gewalt der Voraussetzungen, je objectiver er zu sein glaubt; er wähnt im Geist der geschilderten Zeit zu schreiben, und es ist nur sein eigener Geist, der sich in der Zeit spiegelt. Der Unterschied ist augenscheinlich: bei Innocenz war das Princip unmittelbares Gefühl, Leidenschaft, es füllte die Totalität seiner Seele; Hurter dagegen macht es sich durch Reflexion zurecht, und zwar durch eine ziemlich oberflächliche Reflexion, denn das bloße Autoritätsprincip ohne sittlichen Inhalt ist doch nur ein Ausweg sehr schwacher, haltloser und verkümmertes Seelen. — Man brauchte nicht Katholik zu sein, um im mittelalterlichen Papstthum eine große, vielleicht auch eine gute Erscheinung zu fassen, denn es ist ein Unterschied zwischen dem Katholicismus vor und nach der Reformation. Kurze Zeit vorher hatte J. Voigt eine ähnliche Apologie Gregors VII. geschrieben, und die Kirche kam eifertig, den reinigen Keger in ihrem Schoß zu empfangen; aber Voigt wandte sich sehr entschieden ab, denn er wußte, daß ein Princip für das elfte Jahrhundert sehr angemessen, und doch für die Gegenwart unbrauchbar sein könne. — Auch bei Hurter sind die ersten Motive zu seiner Sympathie weltlicher Natur, ihm imponirt die handgreifliche Manifestation der Idee in der erscheinenden Kirche (I. S. 78), ihre Stabilität, ihr Nutzen für den allgemeinen Frieden (II. S. 710—11), ihr von dem Wechsel unabhängi-

ger Spiritualismus (I. S. 99), ihre kosmopolitische Kulturstellung (III. S. 2), ihre Consequenz in der Abstraction (III. S. 16), ihre Popularität und ihr Einfluß auf Gemüth und Phantasie (III. 65). Das sind alles Dinge, die man als guter Protestant vollkommen zugeben kann; höchst unprotestantisch aber ist der pfäffische, zelotisch ungebildete Ton in der Apologie und Polemik. Nämlich die geistige Auffassung — und das müssen wir den meisten Beurtheilern Hurters entgegenhalten — ist nichts weniger als reich und bedeutend; sie ist vielmehr zum Erschrecken dürftig, arm und kleinlich. Bei Schlegel, Leo und andern Geschichtschreibern der romantischen Schule wird man durch kühne, glänzende Perspektiven überrascht, wenn sie auch nicht correct sind; man fühlt sich auf einen höhern Standpunkt erhoben, auch wenn die Bewegung etwas Phaëtonisch ist. Bei Hurter dagegen hat man stets die Empfindung eines kleinen, gedrückten Geistes; nie eine hohe Idee, nie ein tieferes Verständniß, nie ein kräftiges ergreifendes Wort; dagegen oft eine Naivetät und Bornirtheit des Urtheils, die anwidert. Hurter ist ganz abhängig von seinen Quellen, nachdem er sich einmal ihnen hingegeben hat; die eignen Gedanken sind ihm ausgegangen. — So ein Geist wird leicht durch Widerspruch erbittert, durch Anfeindungen verblendet, durch falsche Consequenzmacherei ins Absurde geführt. Wir glauben nicht, daß schon bei seinem ersten Band der Entschluß des Uebertritts bei ihm feststand; aber nun warfen sich die Ultramontanen, die Görres, Jarcke, Haller u. s. w. in seine Arme, priesen ihn als tiefen Denker, und schmeichelten dadurch seiner Eitelkeit*), auf der andern Seite wurden die Anklagen des Kryptokatholicismus gegen ihn laut, seine Amtsbrüder forderten ihn zu einer unumwundenen Erklärung auf, er antwortete (1840) in einem sehr gereizten und unschicklichen Ton, aber doch noch mit einem ausdrücklichen Bekenntniß des Protestantismus, nahm sich aber gleichzeitig der Schweizer Ultramontanen an. Erst 1844 erfolgte sein Uebertritt in Rom**), bald darauf seine Anstellung als k. k. Historiograph in Wien. Die „Geschichte Ferdinands II. und seiner Eltern bis zu dessen Krönung in Frankfurt“ (4 Bde. 1850—51), die er als solcher herausgegeben, hat trotz ihres großen Materials und ihrer raffirt katholischen Haltung wenig Aufsehen mehr erregt. — Wir kehren zu seinem Hauptwerk zurück.

Der Subjectivität des Urtheils entspricht auch die Subjectivität der Methode. Hurter hat die Epistolae Innocentii seiner Darstellung zu Grunde gelegt, mit Recht, denn um einen Helden objectiv aufzufassen, ist ein unmittelbarer Ausdruck seines Wesens das günstigste Hilfsmittel. Aber der Gebrauch, den er davon macht, ist höchst sonderbar: er stellt mit der größten Naivetät Collectaneen aus diesen Briefen zusammen und begnügt sich, die directe Rede in die indirecte zu verwandeln. Wir haben ja noch heutzutage hinlänglich Gelegenheit, Sitten-

*) Vgl. seinen „Ausflug nach Wien und Preßburg.“ 2 Bde. 1840.

**) Vgl. „Geburt und Wiedergeburt. Erinnerungen aus meinem Leben.“ 1845—46.

briefe von Erzbischöfen und andern Prälaten zu lesen, aber wem in aller Welt fällt es ein, sie aufs Wort zu nehmen! Die geistlichen Herren haben sich einen officiellen Stil der Salbung angeeignet, in dem sie ziemlich mechanisch fortreden können; aus diesem geistlichen Geschäftsstil psychologische Resultate herzuleiten, ist doch wol ein ganz verkehrtes Unternehmen! Nun findet man freilich in den Briefen eines Innocenz III. einen viel freieren Ausdruck des Innern, einen viel kräftigern Naturlaut, aber die Art ist doch die nämliche; wer sich als Heiliger weis und unausgesetzt beobachtet, ist am wenigsten fähig, in jener Weise seiner Natur Recht widerfahren zu lassen, wie es bei einer Quelle psychologischer Beobachtungen nothwendig ist. In diesem Papst ist ein großer Sinn, ein stolzes, gewaltiges, nicht unedles Herz; aber dies muß man aus der dreifachen theologischen Umhüllung erst lösen. Surter verhält sich ganz kritiklos, ganz unbewehrt und darum ist das Bild, das er gibt, verwaschen und unbestimmt, die eigentliche Größe jenes gewaltigen Menschen geht uns nicht auf. Auch die Auswahl ist mangelhaft, oft werden wir von ganz Unwesentlichem erdrückt, durch unerträgliche Breite und gedankenlose Wiederholungen ermüdet. Es ist gar keine Spur von plastischem Sinn, von philosophischer Ueberlegung in diesem Mann; von dem Befragen des Gegentheils, der ersten Pflicht des Historikers, keine Rede. Die Floskel dominirt über die Thatsache. Es ist ein ganz komischer Idealismus in der Schilderung des Papstes; die unbestimmtesten epitheta ornantia: edel, mild, sanft, gerecht, ruhig, fein, gemäßig, in jedem Grade der Comparation, aber alle gleich farblos, gleich wenig charakteristisch; lesen wir etwas Anderes aus dem Material heraus, das er uns gibt, so ist das unser Verdienst, nicht das seinige. Alles ist grau in Grau gemalt, kein lebendiger Zug, keine energische Bewegung tritt deutlich hervor. Surter begleitet jede einzelne Handlung mit trivialen Lobsprüchen, und wenn er gar apologetisch verfährt, ist der Eindruck widerlich. Er war nicht der rechte Homer dieses Achilles. Seine Charakteristik ist Mosaikarbeit; er führt für jedes Moment Quellen an, aber diese Citate zu einem Ganzen zu verarbeiten, ist er nicht im Stande; er untersucht nicht einmal, wie sich die Quellen zu ihrem Gegenstand verhalten, wieweit sie glaubwürdig sind, es ist ihm alles einerlei. Darum finden sich auch in den übrigen Charakterschilderungen die größten Verstöße, z. B. bet Montfort würde kein Mensch ahnen, von wem die Rede ist, wenn nicht der Name genannt wäre. Dieselbe Mosaikarbeit ist in der Schilderung allgemeiner geistiger Regungen. Unter diesen Umständen ist es noch ein Glück, daß nicht eine Abstraction, eine „höhere Idee“ zum Mittelpunkt des Charakters gemacht ist, man behält doch wenigstens überall den Eindruck einer gewissen Unmittelbarkeit. Zuweilen macht diese künstliche Unbefangenheit einen unheimlichen Eindruck. Wenn er die Greuel, die gegen die Albigenser verübt wurden, ganz ausführlich erzählt, so erwartet man doch, irgend einmal werde sich das natürliche Gefühl Luft machen, die Menschheit in seiner Brust werde sich gegen die Thatsachen em-

pören. Aber das geschieht nie, er läßt die absurdesten Consequenzen gelten, oder entledigt sich seiner Pflicht mit ein paar lichten Bemerkungen. Das macht oft einen komischen Eindruck, aber es hat auch seine sehr ernste Seite, denn es verräth eine Unsicherheit des moralischen Urtheils, d. h. der sittlichen Gesinnung, die wir in unserer neuen Literatur nur zu häufig antreffen. Das viele Reflectiren hat die Fähigkeit des heiligen Zorns in uns erstickt, es ist als ob wir Fischblut im Herzen hätten.

Die Kunstform des Werks ist sehr schwach, man fühlt das recht heraus, wenn man es mit Ranke's „Päpsten“ vergleicht, die einen verwandten aber eigentlich viel schwierigeren Gegenstand behandelt. Dekonomie und Architektur, dem Geschichtschreiber ebenso nothwendig als dem dramatischen Dichter, fehlt bei Hurter ganz. Er ordnet sein Material wie eine Chronik, von Jahr zu Jahr, er ist abhängig von den Daten, und denkt nicht daran, die verknüpfenden Fäden deutlich hervortreten zu lassen, eine Auswahl in den Thatfachen zu treffen, wodurch das Wesentliche bedeutender und anschaulicher hervortrete, und das Zusammengehörige in der Form eines Bildes zu gruppiren. So hätte sich z. B. die Geschichte der Zugewand, die einen sehr großen Theil des Werks ausfüllt, fast novellistisch abrunden lassen, aber wir empfangen nur das ungegliederte Material, verworren, breit, physiognomielos und daher langweilig; wir kommen nicht vorwärts. Wenn man bloß nach den Daten geht, schreibt man keine Geschichte; der historische Künstler muß ebenso über die gemeine Zeitmessung hinaus sein, wie der Poet, namentlich bei einem Stoff, der seiner Natur nach eine sehr energische Architektur nothwendig macht. — In den beiden letzten Bänden, welche die kirchlichen Zustände im allgemeinen behandeln, ist zwar ein sehr reichhaltiges Material, dem man fast den Ruhm der Vollständigkeit zuschreiben kann, und sie sind insofern sehr unterrichtend; aber es ist geistlos dargestellt, nach äußerlichen Motiven geordnet, und man wird doch nicht durch kritische Strenge für den Mangel an Darstellung entschädigt. Es hätte Hurter nicht geschadet, wenn er sich mehr um die deutsche Philosophie bekümmert, und von ihr einige höhere Gesichtspunkte entlehnt hätte. Wenn die höhere Weihe der Kunst fehlt, so merkt man dagegen überall, namentlich in den eigentlichen Schilderungen, den Einfluß des historischen Romans. Manches, z. B. die Schilderung der Peterskirche, die Ausmalung eines Interdicts u. s. w., könnte sehr gut sein, denn Farbe und Material ist im Uebermaß vorhanden, aber man hat zu wenig den Eindruck der Bildung, die auch in solchen Schilderungen uns das Gefühl der Freiheit geben muß, jener gelinden, nicht romantischen Ironie, mit der sich z. B. W. Scott von seinem Gegenstand unterscheidet. „Erröthend gab die schöne Braut die Zusage u. s. w.“, wenn von einer Conventzheirath die Rede ist, dergleichen verstimmt; dabei ist die Sprache höchst roh und ungebildet, oft breit und schwülstig, der Satzbau ungeschickt, die Effecte ganz ins Grobe gearbeitet, das begleitende Räsonnement matt und trivial, ganz

abgesehen von dem pietistischen, nicht sehr ästhetischen Augenverdrehen, das auch nicht fehlt. Man empfindet eine Natur heraus, die hitzig aber ohne große Leidenschaft ist, die also auch nicht den Maßstab wirklicher Größe hat. — Uns scheinen diese Gesichtspunkte nicht unwesentlich, denn etwas vom Dichter muß der echte Geschichtschreiber haben. —

Wir gehen zu einem andern, in der Tendenz entgegengesetztem Werke über das man aber häufig mit der Geschichte des Innocenz zusammengestellt hat:

Geschichte Gustav Adolpfs, König von Schweden und seiner Zeit, für Leser aus allen Ständen bearbeitet von A. F. Gfrörer. Stuttgart, Neiger, 1837.

Auch August Gfrörer (geb. 1803 im Schwarzwald) ging vom Studium der Theologie aus, aber seine Universitätszeit in Tübingen hatte ihm den praktischen Kirchendienst verleidet. Er bildete sich erst als Gesellschafter Bonstettens in Genf, dann in Rom (1827) weiter fort, und erhielt endlich (1830) eine Anstellung als Bibliothekar in Stuttgart. In seinen kirchengeschichtlichen Schriften*) wechseln die Standpunkte ziemlich rasch und stark; er reflectirte sich einmal in einen idealisirten Katholicismus hinein, wurde auch 1846 Professor an der katholischen Universität Freiburg. Das einzige Werk von ihm aber, welches der allgemeinen Literatur angehört,**) geht von einem entschieden unkirchlichen Standpunkt aus, und hat grade dadurch seine Wirkung gemacht.

Er nennt sich selber, indem er einen historischen Parteinamen auf die gegenwärtigen Verhältnisse anwendet, einen Ghibellinen. Wenn Stichwörter schon überhaupt einen zweifelhaften Werth haben, weil sie immer mehr oder weniger sagen, als man eigentlich beabsichtigt, so gilt das doppelt von einem Stichwort, in dem sich zwei entgegengesetzte Richtungen vermischen. Die Ghibellinen waren, namentlich in Italien, Vertreter der weltlichen Macht gegen das Papstthum, zugleich aber Vertreter der kaiserlichen Macht gegen die deutschen, vorzüglich norddeutschen Landesfürsten. Seit der Reformation war nun die kaiserliche Macht im Bunde mit dem Papstthum, die „Welfen“ dagegen Feinde der Kirche. Ultramontan und großdeutsch oder auch österreichisch sind heute verwandte Begriffe, der Sinn der Worte hat sich umgekehrt.***) Wenn man also den alten Begriff und auch in der alten Bedeutung beibehalten, und dennoch auf etwas Modernes ausgehen will, so kann das nur durch eine sehr künstliche, ja raffinierte Reflexion vermittelt werden.

Der reflectirte Standpunkt zeigt sich schon in der eventuellen Parteinahme für entgegengesetzte Extreme. Gfrörer ist theils für Ferdinand II., theils für

*) „Philo und die jüdisch-alexandrinische Theosophie“, 2 Bde. 1834. — „Geschichte des Urchristenthums. 3 Bde. 1838. — „Allgemeine Kirchengeschichte.“ — 4 Bde. 1844—46.

**) Außerdem u. a.: „Geschichte der ost- und westfränkischen Karolinger.“ 2 Bde. 1848.

***) Es war daher recht ungeschickt von unserer Partei in Frankfurt, daß sie durch den Kaisertitel Reminiscenzen hervorrief, die zu dem, was sie eigentlich wollte, nicht passen.

Gustav Adolph, je nachdem er seine abstracte Idee bei ihnen findet. Parteien werden aber nicht durch eine abstracte Idee, sondern durch die Totalität der Sitten, Ueberzeugungen u. s. w. gebildet. Gfrörer hat nur eine politische Idee, die ihn leitet. Die Einheit Deutschlands in der kaiserlichen Form; das übrige ist ihm gleichgiltig. Aber es liegt doch in der sittlichen und materiellen Grundlage der kaiserlichen Würde ein gewaltiger Unterschied, und es kann für Deutschland nicht gleichgiltig sein, ob es die katholisch-österreichische, durch die Fortdauer der italienischen Beziehungen an das Mittelalter geknüpft, oder die protestantisch-norddeutsche Einheit gewinnt.

Verlengnung der Unmittelbarkeit und Vorherrschen einer einfachen politischen Abstraction als bestimmendes Motiv, ist der Grundcharakter Gfröfers. Daher seine rein politische Rechtfertigung der Jesuiten, in deren Wahlspruch: „der Zweck heiligt die Mittel“, jene reflectirte Politik gipfelt. Es ist nicht Sympathie mit dem Inhalt, sondern lediglich die Freude an der Ueberlegenheit eines concentrirten Verstandes, eines unerschütterlich festgehaltenen, im wesentlichen einfachen und abstracten Plans. Daher seine Apologie Machiavellis, in der er übrigens mit der allgemeinen Richtung der Zeit Hand in Hand ging*). Man verehrte jetzt vor allem jene Politiker, die einem allgemeinen Princip zu Liebe, alle Gesetze der Sittlichkeit und alle Gefühle des Herzens bei Seite setzten, man verehrte Richelieu, Ludwig XI., indem man sie etwas gewaltsam mit einem politischen Ideale identificirte, daß doch erst die moderne Geschichtschreibung abstrahirt hatte; zuletzt verehrte man Robespierre. Eine fixe Idee wurde ein Grund zur Kanonisation; in den deutschen Burschenschaften war das lange vorbereitet. — „Die Fürsten, sagt Gfrörer S. 374, sind darum so hoch gestellt und vom äußern Zwange befreit, damit sie nichts, als den wahren Vortheil des Staats vor Augen haben. Es gibt keine höhere Rücksicht für sie, nicht Kirche oder Religion, nicht die Menschheit. Diese Lehre ist nicht gefährlich, wie es wol beim ersten flüchtigen Anblick scheinen mag. — Nur wenn alle Fürsten diese Regel befolgen, und wenn jeder, der davon abweicht, sogleich, sei es durch die Umstände, sei es durch den Ehrgeiz der andern dafür bestraft wird — über kurz oder lang geschieht dies ohnedem immer — wird das wahre Interesse der Menschheit gefördert.“

Diese Idee der Selbstgerechtigkeit oder des subjectiven Idealismus ist allerdings sehr ghibellinisch. Unter den deutschen Philosophen hatte sie am eifrigsten Fichte gepredigt. Gfrörer scheut sich vor keinen Consequenzen. Er vertheidigt z. B. die schändlichen Hinrichtungen nach Unterdrückung des böhmischen Aufstandes, aus rein weltlichen Gesichtspunkten. Er hat überall Pläne der Arrondierungs-

*) Zuerst Fichte in der „Besta“ (1809): der abstracte Grundgedanke der Befreiung Italiens von den Barbaren sollte bei dem Florentiner die concreten Mittel rechtfertigen, man dachte an Deutschlands Befreiung von Napoleon. Ein ebenso abstractes Freiheitsprincip ist in der gleichzeitigen „Hermannschlacht“ von Kleist.

litik im Sinne, auch für die übrigen Völker. Er ist der Anwalt der historischen Mächte gegen die abstracte Legalität, gegen das historische Recht.

Die Färbung erhält diese Abstraction durch die leidenschaftliche Abneigung gegen alles Spiritualistische, durch den ausschließlich weltlichen Sinn des Geschichtschreibers, der vielleicht eine Reaction gegen seine eigenen theologischen Studien war. Mit dem bittersten Spott verfolgt er die Einmischung der Pfaffen in die weltlichen Angelegenheiten, die in den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs so allgemein war, einerlei, ob es bei Katholiken oder Protestanten vorkommt. „Aus des Kaisers Palast vertrieben“, sagt er S. 316 von der Reformation, „musste sie Schutz suchen bei der Aristokratie des Reichs, dadurch küßte sie ihren hohen politischen Charakter ein. Die kühne Ghibellinin, welche seit ihrer Geburtsstunde dazu bestimmt schien, alle, nicht nur die kirchlichen Mißbräuche abzuschaffen, und den alten Glanz germanischer Nation wiederherzustellen, wurde zur Schützlingin der Fürsten, bald zur Pfahl- und Speißbürgerin des Reichs (S. 319). Seit sie ein landesherrliches Institut geworden war, verschwanden aus ihr aller höhere politische Schwung, alle größeren Ansichten. Dadurch ist es gekommen, daß die lutherische Kirche . . . jenen kleinlichen, knauserigen, niedrig demüthigen Charakter angenommen hat. Sie wurde die unterthänigste Dienerin der gnädigsten Herrschaft. Bald behielten die Fürsten sich selbst allein die Milch, oder die finanziellen Folgen der Kirchenverbesserung hervor, den Theologen blieben als Abfall vom Tische die bloßen Fragen der Schule und das Gezänk, auf welchem Gebiete sie zum Schrecken des gesunden Menschenverstandes so wacker gearbeitet haben . . . Gewiß gibt es nichts Schöneres in der Welt, als demüthige Vergessenheit seiner selbst, für höhere Zwecke. Aber es war nicht Demuth, was jene Menschen zu einer solchen Handlungsweise trieb, sondern ein wahrer Slaveneifer und politischer Unverstand. Hat man einem Haufen unpolitischer, die Welt und das Leben nicht kennender Schriftgelehrten . . . einmal von oben herab eine bestimmte Richtung gegeben, so rennen sie blindlings darauf fort, so lange man es allergnädigst will“ u. s. w. — In dieser wenigstens relativ gerechtfertigten Abneigung gegen die päpstliche Einmischung in weltliche Angelegenheiten ist Gfrörer das ganze Buch hindurch consequent; er lobt Wallenstein wegen seiner Toleranz, und tadelt Ferdinand II. wegen seiner Bigotterie. Ueberall entwickelt er eine entschiedene Vorliebe für praktische Geschäftsmänner im Gegensatz gegen die in ihren Gedanken verlorenen Gelehrten. Karl V. werden die ernstesten Vorwürfe gemacht, daß er nicht die Fahne des Ghibellinismus ergriff, die ihm diesmal, angeregt durch die Reformation, das deutsche Volk darbot, während es in der Hohenstaufenzeit überwiegend weltlich gewesen war. — Soweit wäre alles in Ordnung, aber Gfrörer begeht den Fehler, sein eigenes Urtheil in die Zeit zurückzuverlegen, die er schildert. Er glaubt nicht an den Ernst und die Leidenschaft der religiösen Gesinnung, wenigstens wo er einer bedeutenden Erscheinung

gegenübersteht, hat er stets die Ueberzeugung, es könne von einer wirklichen Religiosität nicht die Rede gewesen sein, man könne sich derselben nur zur Handhabe politischer Absichten bedient haben.

So kann er z. B. bei einem Charakter, wie Gustav Adolph, nicht begreifen, daß er sehr energisch fromm und doch zugleich politisch verschlagen, daß er leutselig und doch absolutistisch gesinnt gewesen sei. Er ist überzeugt, Gustav habe seine Leutseligkeit und Frömmigkeit nur als Maske gebraucht, um das Volk für seine politischen Absichten zu gewinnen, und er spricht diese Ueberzeugung als ein Lob aus. Dadurch wird nicht nur den Thatsachen Gewalt angethan, sondern es wird auch das schöne Charakterbild des Schwedenkönigs verzerrt. Bei Gfrörer tritt die Reflexion viel zu sehr über Naturell, Imagination und Gefühl heraus, mit diesem abstracten Maß mißt man aber keinen großen Menschen. — Wir erinnern an den Ausspruch Carlyles, den wir im vorigen Hefte angeführt haben: „Man verwechselt das Ende der Helden mit dem Ausgangspunkt und dem Erfolg ihrer Laufbahn. Der gemeine Geschichtschreiber eines Cromwell geht mit dem Gedanken zu Werk, es habe dieser den Vorsatz gehegt, Vertreter von England zu werden, da er noch die Marschlande von Cambridgeshire pflügte. Seine ganze Laufbahn habe ihm im Entwurf vorgeschwebt, ein Programm des gesammten Drama, das er nachher, als er dazu kam, mittelst allerlei Piffen und Ränken, und mit täuschender Schauspielkunst, Schritt für Schritt dramatisch entwickelte. . . Man bedenke nur, wie entgegengesetzt die Wirklichkeit ist. Wie viel von seinem eigenen Leben sieht einer von uns voraus? Eine kurze Strecke vor uns ist alles dunkel; ein unaufgewickelter Strang von Möglichkeiten, Besorgnissen, Anschlägen, ungewiß schwebenden Hoffnungen u. s. w.“ — Das ist die richtige historische Auffassung; Gfrörer dagegen ist von seinen Reflexionen so befangen, daß er die heiligsten Augenblicke ironisch erzählt, als freue er sich, den Schelm hinter der Maske ganz wol herauszuerkennen. (Z. B. S. 937—38). Auch dem Gemeingefühl des Volks thut er unrecht, wenn er die religiösen Parteien abschwächte. So führt er z. B. S. 775 aus, daß Gustav mit den Franzosen bald in Conflict hätte kommen müssen. „Er theilte mit jedem guten Deutschen den angeborenen Widerwillen gegen die romanischen Völker, die unsere Leiber fürchten, aber sich rühmen, unsere Geister einstricken zu können. In der That war Gustav Adolph gezwungen, seine Waffen gegen ausländische Feinde zu kehren, sobald es ihm gelang, Deutschland unter einen Hut zu bringen. Denn er mußte dann, um seiner eigenen Sicherheit willen, die im wiederhergestellten Reich zurückgebliebenen schlechten provinziellen Leidenschaften in eine bessere nationale umschaffen; er mußte den Deutschen zeigen, daß sie ihren Feind im Ausland zu suchen hätten. Auch die eifrigsten Katholiken würden ihm zuletzt die Eroberung Deutschlands verzeihen haben, wenn er die Waffen der Nation über die Bogen getragen, und in Paris Rechenschaft gefordert hätte über die wä-

rend unserer frühern Bürgerkriege dem Reich gestohlenen Provinzen.“ — Das ist eine Conjecturalpolitik, die durch keine Thatfachen gestützt wird.

Dieselbe falsche Verallgemeinerung und abstracte Idealisirung findet auch bei Wallenstein statt. Auch dieser hat nach Gröner gleich von seinem ersten Auftreten an einen großen politischen Plan verfolgt; er wollte ein mächtiges Kaiserreich aufrichten, gestützt auf eine Reihe militärischer Lehen, ungefähr wie in der Zeit des lateinischen Kreuzzugs oder unter Napoleon. Von diesem Gesichtspunkt aus erklärt er alle Einzelheiten in dem Verfahren seines Helden, die doch häufig aus bestimmten Gemüthsaffectionen, selbst aus abergläubischen Vorstellungen zu erklären waren. Das Dämonische in seiner Natur hat er nicht herausgesucht, er setzt ihn zu einem Systematiker herab. Noch mehr, er findet das nämliche System in den meisten der bedeutendern Generale, namentlich in Pappenheim wieder. Dagegen ist die Lösung des Verhältnisses zwischen Wallenstein und dem Kaiser mit großem Verstand auseinandergesetzt, wie es denn überhaupt an Scharfsinn und Einsicht in diesem Buch durchaus nicht fehlt, wenn sie nur nicht durch Abstractionen und vorgefasste Meinungen verkümmert wären.

In einem Punkt bleibt er stets consequent, in seiner Abneigung gegen die „Welsen“, welche die deutsche Einheit unmöglich machen, gegen die souveränen Kleinstaaten; in Frankfurt (1848) scheint ihm aber sein großdeutsches Princip auch in dieser Beziehung seine Ansicht modificirt zu haben. —

Die Composition des Werks ist schwach; Gustav Adolph nimmt nur einen kleinen Theil des Raumes ein, eigentlich erst von Seite 664 an, und auch da nicht hinreichend hervortretend. Er hat kein eigentliches Darstellungstalent, trotz vortrefflicher Bemerkungen im einzelnen; sein Stil reflectirt räsommirend, seine Kritik nicht immer ruhig und überlegt, obgleich er stets das Bestreben hat, objectiv zu sein. Der Versuch der militärischen Verhältnisse ist unbedeutend, und den nervus rerum, die ökonomischen Verhältnisse während des Krieges, bloßzulegen, hat er nicht einmal versucht. Von dieser Seite erwartet der dreißigjährige Krieg noch seinen Geschichtschreiber.

Dieffeits und jenseits des Oceans.

Das riesenhafte Wachsthum der Vereinigten Staaten von Nordamerika ist der Gegenstand täglicher Bewunderung und täglicher Eifersucht für den Bewohner der alten Welt, der an der dieffeitigen Küste des Oceans von Jahr zu Jahr größere Massen amerikanischer Producte herüberschwimmen und das altermüde Europa in Betreff der wichtigsten Rohstoffe, Fabrikmaterialien und Consumtibilien von dem jungen Sprößling, der noch vor zwei Menschenaltern unter seiner Vor-